

Heißen soll unsere Tochter mit dem biblischen Namen Ruth, Ruth Rilke, ohne Zufügung irgendeines anderen Namens“, schrieb Rainer Maria Rilke am 12. Dezember 1901, dem Tag der Geburt seiner Tochter, überschwänglich an seine Mutter. Der Dichter – dessen Taufnamen übrigens René Karl Wilhelm Johann Josef Maria Rilke lauteten, was er aber zu Rainer Maria Rilke abkürzte – lebte zu dieser Zeit mit seiner Frau Clara Westhoff auf dem Land bei Bremen.

Rilke hatte die stille Bildhauerin im Sommer 1900 im benachbarten Worpsswede kennengelernt, auf dem „Barkenhof“, Heinrich Vogelers in ein Jugendstil-Gesamtkunstwerk umgebautes Anwesen. Beide ließen sich mitreißend von der Begeisterung, die unter den Gästen



Erika Schellenberger:
„Alles behalten für immer.
Ruth Rilke“. Roman.
Verlag ebersbach und simon,
Berlin 2023.
224 S., geb., 24,- €.

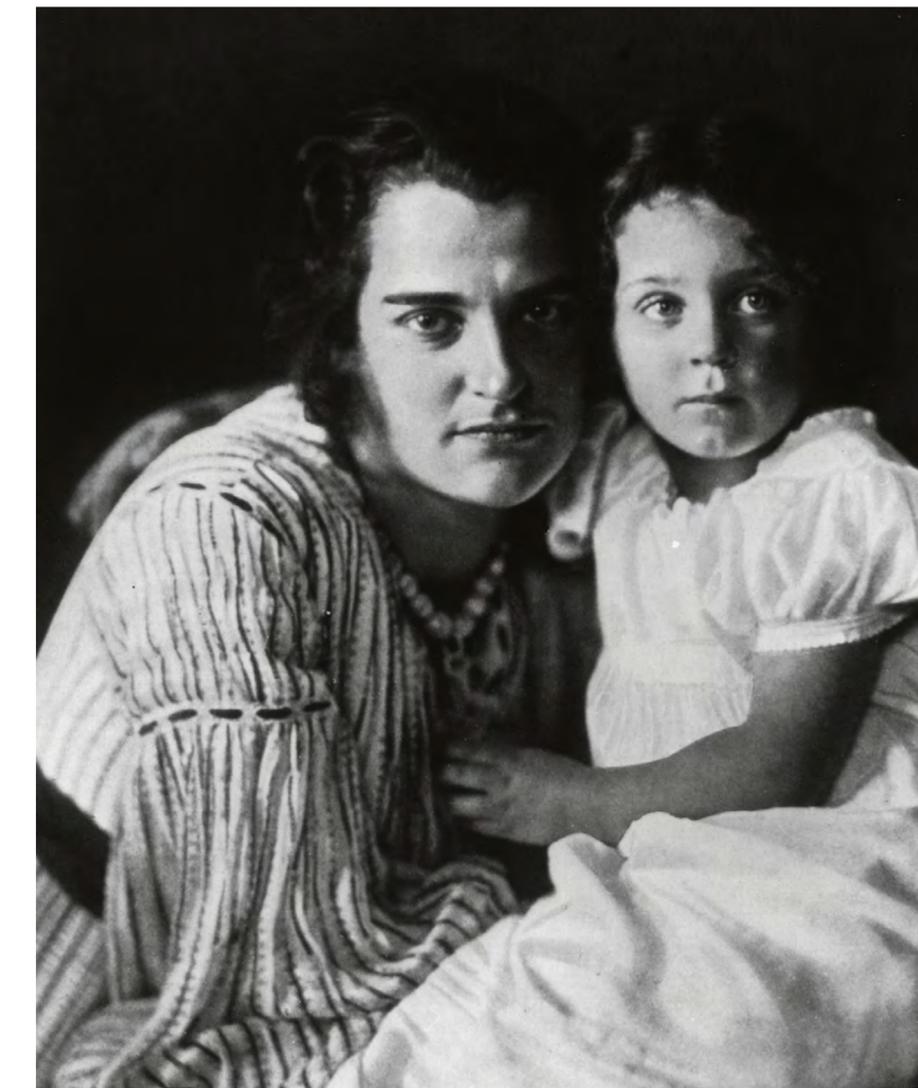
und Künstlerkollegen herrschte: für das Licht, die Landschaft und die einfache, naturverbundene Lebensweise ihrer Bewohner. Ein neues, ganzheitliches Konzept zum Leben und Arbeiten schien dort umsetzbar zu sein. Bald hatten Rilke und Westhoff ihren gemeinsamen Traum entwickelt.

„Im kleinen Häuschen würde Licht sein, eine sanfte, verhüllte Lampe, und ich würde an meinem Kocher stehen und Ihnen ein Abendbrot bereiten: ein schönes Gemüse, oder Grütze, – und auf einem Glasteller würde schwerer Honig glänzen, und kalte, elfenbeinfarbene Butter würde auf der Buntheit eines russischen Tischtuchs ruhig auffallen“, mit solchen Skizzen häuslicher Idylle hatte Rilke um Westhoff geworben, und sie gewonnen. Heirat, Hauskauf, Kind folgten rasch.

Doch genauso schnell platzte der Traum, kaum wurde er gelebt, auch schon wieder. Von der Rolle als Ehemann einer Kleinfamilie erdrückt, von der Hofarbeit und Geldsorgen geplagt, zog es Rainer Maria Rilke nur wenige Monate nach Ruths Geburt nach Paris; er wollte dort über Rodin schreiben. Clara Westhoff, allein gelassen und völlig überfordert, entschied sich nicht viel später – inzwischen war der Hof verpfändet worden –, ebenfalls nach Paris zu gehen. Auch sie wollte sich, nun wieder alleinstehend, ganz ihrem Werk widmen. Das Kind wurde bei den Großeltern mütterlicherseits in Oberneuland abgegeben. Fortan zogen Claras Eltern, eine Kaufmannsfamilie, Ruth groß. Väter und Mutter besuchten das Mädchen ab und an, ließen es jedoch auch immer wieder zurück; anscheinend ohne schlechtes Gewissen: „Mutig und verständlich in ihrem frühen Alleinsein“ sei Ruth, fand Clara Westhoff. Rilke war es ohnehin schnell gelungen, den ehemaligen großen Traum von der Idylle mit Frau, Haus, Kind in ein weiteres glänzendes Steinchen im Mosaik seines Lebens zu verwandeln: „Wir haben eine große Ouvertüre gelebt, eine Ouvertüre des Lebens. Wir werden sie nie vergessen.“, schrieb er Clara bereits 1902.

Wie sich all das für die Tochter verhielt, die nach der „großen Ouvertüre“ ja immer noch da war, wie ihr Leben im Schatten der ungewöhnlichen Eltern verlief, darüber ist bisher nicht viel nachgedacht worden. Selbst nie künstlerisch tätig geworden, blieb sie auch als Rilkes Nachlassverwalterin möglichst abseits der Öffentlichkeit. Rilke-Leser kennen ihren Namen am ehesten noch als „Ruth Siebke-Rilke“, Herausgeberin des väterlichen Werkes.

Nun hat die Literaturwissenschaftlerin Erika Schellenberger einen Roman über



Rarer Moment der Zweisamkeit: Clara Westhoff-Rilke mit ihrer Tochter Ruth, um 1906

Foto AGK

Clara W. mit dem Rilkchen unter dem Arm

Kopfschütteln und leise Wehmut: Im Roman „Alles behalten, für immer. Ruth Rilke“ erzählt Erika Schellenberger von der Tochter Rainer Maria Rilkes, die von ihren Eltern abgeschoben wurde und sich viele Jahre später plötzlich um den Nachlass ihres Vaters kümmern sollte.

sie geschrieben, „Alles behalten für immer. Ruth Rilke“, für den sie wegen der kargen Quellen über Jahre hinweg recherchiert hat, Material sichtet, Archive besucht und vor allem mit Familienangehörigen sprach, insbesondere mit der Tochter Ruth Rilkes, Uta Addicks. Entstanden ist ein lesenswertes, wie leicht hingetupft wirkendes Buch, einfühlsam und voller Witz, das zugleich vor Fakten und Details nur so strotzt.

Der Roman spielt an einem einzigen Septembertag des Jahres 1957. Ruth Fritzsche, wie sie nach der zweiten Heirat nun heißt, ist nach vierzig Jahren erstmals an ihren Kindheitsort zurückgekommen. Sie möchte nach dem Tod ihrer

Mutter deren Atelierhaus in Fischerhude umbauen, um Platz für das sich stetig vergrößernde Archiv zu schaffen.

An diesem Septembertag passiert äußerlich nicht viel: Ein Journalist taucht auf, der sie erst stört, dann aber einen ganz netten Gesprächspartner abgibt. Vor allem aber erleben wir Ruth, wie sie sich umsieht, durch die Natur wandert, an der Wümmen entlanggeht, an früher denkt: „Über 50 Jahre her all dat, Worpsswede, Fischerhude. Aber die Leute interessieren sich: Mackensen, Hans am Ende, Heinrich Vogeler, Otto und Paula Modersohn, die Malerei hatte Bestand.“ In den noch im Umbau begriffenen neuen Archivräumen stehen

bereits die angelieferten Archivkisten, und sie geht herum, nimmt hier und da etwas heraus. Da ist zum Beispiel der Gedichtzyklus „Von der Pilgerschaft“, entstanden bereits ein Jahr vor ihrer Geburt, in dem es heißt: „In diesem Dorfe steht das letzte Haus der Welt. / die Straße, die das kleine Dorf nicht hält, / geht langsam weiter in die Nacht hinaus. // Das kleine Dorf ist nur ein Übergang“. Auf traurige Art und Weise kommen sie ihr „geradezu prophetisch“ vor.

Ruth lese „immer biografisch“ heißt es im Roman, und es ist tatsächlich anrührend, mitzuerleben, wie die Tochter auch als Erwachsene noch nach Spuren sucht, die sie, vielleicht, im Werk des abwesen-

den Vaters hinterlassen hat. „Fortgehen“, sinniert sie „fortgehen wird sein Lebens-thema. Kein Kind der Welt mag so etwas. Vater und Mutter sollten einen vor der Einsamkeit beschützen.“

Schellenberger stößt ihre Leser, ohne es je auszusprechen, immer wieder auf das Paradoxon, welches dieses Leben bestimmte: Dass Ruth Rilke, die ihren Vater zu Lebzeiten so selten sah, nach seinem frühen Tod ihn als seine Nachlassverwalterin nun auf eine Art und Weise kennenlernte, die privater war als sie es sich je gewünscht hatte – man denke nur an seine Briefe an diverse Geliebte, allen voran an Lou Andreas Salomé.

Dennoch: Schellenbergers Ruth hegt keinen Groll gegen das „Väterchen“, genauso wenig wie gegen die Mutter. Dazu ist sie zu praktisch, zu tüchtig und überhaupt von ganz anderer Art als die Eltern. Die Perspektive der Einheimischen – Torfbauern, abgehärtete Menschen in karger Gegend – ist ihr immer näher gewesen als jede Exzentrik und jedes große Ideengebäude. Sie versteht die Verwunderung der Dörfler, wenn sie die große Zeit der Worpssweder Künstlerkolonie imaginiert; zwei Welten prallten da aufeinander: „Die fremden Besucher gingen spazieren im Dorf. Liefen da herum, suchten ‚Motive‘.“ Und die Bauern fragten irritiert: „Wat wulln die Lüt?“

Aus dieser Spannung zwischen Ruths Lebenstüchtigkeit und der Weltfremdheit von Ruths Eltern schlägt Schellenberger an vielen Stellen komische und ironische Funken. „Rein optisch“ seien ja den alteingesessenen Worpsswedern und auch den Künstlerkollegen die frisch verliebten Eltern „eine Herausforderung“ gewesen, heißt es da etwa, wenn Ruth sich ihre eigenen Eltern als Verliebte vorstellt: die große, starke, stille Bildhauerin und der zarte, kleine, dünne, so gern diskutierende und deklamierende Mann. Kein Wunder, dass es damals in den Dörfern hieß: „Freitag-nachmittag – wer kam da? Du ahnst es schon, Clara W. mit ihrem Rilkchen unter dem Arm.“

Auch die „Flitterwochen“ stellen sie noch nach Jahrzehnten vor Rätsel: „Ruth war bald in Ohnmacht gefallen, als sie von Uroma Laura die Kosten für die Hochzeitsreise der Eltern erfuhr“: Der Spaß hatte damals „das kleine Vermögen von 450 Mark gekostet“. Und ob es überhaupt Spaß war, daran zweifelt Ruth auch, denn welche Flitterwöcherler fahren schon ausgerechnet zur Kur? Auch wenn das Dresdner Sanatorium „Weißer Hirsch“ für Freikörperkultur und lebensreformerische Ideen international bekannt war und prominente Gäste wie etwa Thomas Mann oder Franz Kafka es frequentierten, konnte es doch „nicht besonders romantisch“ gewesen sein, fürchtet sie: „Das Ehepaar Rilke-Westhoff buchte getrennte Zimmer und man sah sich nach allerlei Anwendungen erst am späten Nachmittag und war dementsprechend erschöpft, denn Dr. Heinrich Lehmanns Sanatorium arbeitete nach dem Prinzip der Abhärtung: Nacktbaden, Barfußlaufen, Morgengymnastik und viel, sehr viel kaltes Wasser standen auf dem Plan.“

Zuletzt bleibt das Bild einer Tochter, die tapfer und tüchtig ist – und deren Glück wohl ausmacht, nicht ständig das Unerreichbare und Unendliche im Blick zu haben. Die sich manchmal eben einfach auf die nächste Mahlzeit freut, „Anna würde draußen in der Laube zum Abendbrot gedeckt haben, warm genug war es ja noch. Und sie müssten sich erklären, waren einfach abgehauen mit dem Boot, dafür gab’s gleich Helmut Rächeraal und Schwarzbrot mit dick Butter. Einen Wachholder hinterher. Gin sagte Willy, was weltgewandt klang, und das gefiel ihr. Für sie wahrscheinlich nur ein Stück Pflaumenstreusel, die Galle würde sonst verrückt spielen.“

Das klingt dann sogar ein wenig wie der väterliche Traum von der Idylle auf dem Land. SILKE SCHEUERMANN

Unreif? Ach was!

Friedrich Kröhnkes
Roman einer Jugend

Die Achtundsechziger-Revolution – wenn es eine war – hat eine Sturzflut von Texten ausgelöst, in denen Akteure und Sympathisanten Rechenschaft ablegen über Sinn und Unsinn des Jugendprotests, der die westliche Welt umkrempelte im Sinne von William Wordsworth’s Vers: „Bliss was it in that dawn to be alive / and to be young was very heaven“ – diese Morgenröte zu erleben war ein Segen, und jung zu sein war himmlisch! So begeistert feierte der Dichter den Sturm auf die Bastille, bevor die Euphorie umschlug in Depression. Auch nach 1968 degenerierte der Tsunami zum Stitstorm: Gerd Koenen und andere zeigten auf, dass die studentische Kulturrevolution antidemokratisch war und den Keim des Faschismus in sich trug – der Amoklauf der RAF und Horst Mahlers Wandlung zum Neonazi zeugen davon.



Friedrich Kröhnke:
„Spinnentempel“. Roman.
Rimbaud Verlag,
Aachen 2023.
132 S., br., 20,- €.

Es gibt zwei Typen von Schriftstellern: Diejenigen, die mit wenigen Worten viel sagen, und andere, die Lesende mit einem Redeschwall überschütten, um wenig bis gar nichts zu sagen. Friedrich Kröhnke gehört zur ersten Kategorie: Er schreibt wortkarge Bücher, die, prägnant und lakonisch, Lebenswelten sichtbar machen, für deren Darstellung an Logorrhö leidende Autoren Hunderte Seiten benötigen.

Anders als viele, die kein gutes Haar lassen an ihrer linksradikalen Vergangenheit, bekennt Kröhnke sich zu den Illusionen seiner Jugend und ist stolz auf sie. Das fällt ihm nicht schwer, weil er keiner linken Betonfraktion angehörte und seinem Idol, dem von Stalins Schergen ermordeten Trotzki, die Treue hielt. Auch der hatte Leichen im Keller: Von der Erschießung der Zarenfamilie bis zur Niederschlagung des Aufstands der Kronstädter Matrosen; aber während Trotzki im Panzerzug zu den Fronten des Bürgerkriegs eilte, fand er Zeit „Literatur und Revolution“ zu schreiben. Er war ein besserer Redner als Stalin und verstand mehr von Literatur als Lenin. Siehe seine im Exil verfasste Kritik von Célines Roman „Reise ans Ende der Nacht“.

Die „Vierte Internationale“, wie die Trotzkiisten sich großspurig nannten, war eine selbst proklamierte Elite, deren Affinität zu modernen Kunst sie der dogmatischen Linken verdächtig machte; dass Trotzki sich mit Freud beschäftigte, sei nur am Rande vermerkt. So besehen ist es kein Zufall, dass Fips, der Icherzähler in Kröhnkes Buch, sich in seinen Mitschüler Tibor verliebt. Zusammen mit seinem Zwillingenbruder mischt Fips das Bensberger Gymnasium auf, das beide rausschmeißt, und rekrutiert Tibor für die Trotzkiisten. „Von mir wird nicht zu Papier gebracht, dass diese Jugendlichen unreif waren und mit dem, was sie taten, das Unheil späterer Jahrzehnte mitvorbereiteten, totalitär und intolerant und eigentlich lächerlich. Hier gibt es nur zu lesen, dass das Megaphon etwas so sehr Schönes war.“

Kröhnkes Text ist weder Abrechnung mit noch Lobpreisung von 1968, sondern ein persönlich-intimer Erfahrungsbericht nach dem Motto des Türmers Lynkeus in Goethes „Faust II“: „Es sei, wie es wolle, / es war doch so schön.“ Kein Sachbuch, das apodiktische Urteile fällt, sondern Literatur – ein Unterschied, der zunehmend in Vergessenheit zu geraten droht. Es genügt, den schmalen Band irgendwo aufzuschlagen, um auf Sätze zu stoßen, wie man sie in politischen Pamphleten vergeblich sucht: „Heute denke ich, dass Michael Kohlhaas der erste Trotzkiist gewesen sein muss, der sogenannte Kohlhaasische Mandate verfasste und verbreitete. Gegeben auf dem Sitz unserer provisorischen Weltregierung ... Drunter machten sie es nicht.“ Ein paar Seiten weiter heißt es: „Stalin, Thälmann, Honecker: üble Typen, doch auch Tölpel. Rachsüchtig gegenüber denen, die weniger schwerfällig dachten und redeten als sie.“

Genauer und bösartiger lässt sich das Scheitern der Menschheitsbeglückung nicht auf den Punkt bringen. Der einzige Einwand, der sich gegen dieses feine Buch erheben lässt: Es ist zu kurz. Die Leser erfahren weder, was aus Tibor, der Jugendliebe des Icherzählers, geworden ist, noch was diesen nach Paris, nach Thailand und Kambodscha trieb und was er dort getrieben hat. Vielleicht ist das auch besser so. HANS CHRISTOPH BUCH

Propagandistische Großaktion vor alten Parteigenossen

Einschwörung auf den totalen Krieg: Peter Longerich über Goebbels’ Rede im Berliner Sportpalast im Februar 1943

Am 13. Februar 1943 berichtete Joseph Goebbels in seinem Tagebuch vom Inhalt eines abendlichen Treffens mit den NS-Funktionären Albert Speer und Robert Ley: „Wir besprechen fast ausschließlich das Thema des totalen Krieges. [...] Im übrigen sind uns dreien die Totalisierungsmaßnahmen in keiner Weise ausreichend. Es muß deshalb weiter geteizt und angefiren werden. Zu diesem Behuf berufe ich für nächsten Freitag eine neue Massenkundgebung im Sportpalast ein, die ich wieder mit richtigen alten Parteigenossen bestücken lassen will.“ Goebbels begann sofort mit der Arbeit an seiner Rede für diese nach seinen eigenen Worten „propagandistische Großaktion erster Klasse“, deren erste Fassung er schon zwei Tage später zufrieden fertigstellte: „Ich glaube, daß sie sehr gut gelungen ist.“

Die Ansprache, die Goebbels schließlich am 18. Februar 1943 im Berliner Sportpalast hielt, ist berühmt und berüchtigt für die vom Propagandaminister der versammelten Menge gestellte Suggestivfrage: „Wollt ihr den totalen Krieg?“ und der begeisterten Zustimmung im Saal, die er als Antwort erhielt. Der Historiker Peter Longerich hat der „Sportpalast-Rede“ nun ein ganzes Buch gewidmet, das in drei Teilen ausführlich die Vor- und Nachgeschichte der Propagandaveranstaltung

behandelt und die vollständige Rede mit einem Kommentar versehen wiedergibt.

Gut zwei Wochen vor seiner bis heute wohl bekanntesten Ansprache musste Goebbels in seiner Funktion als Propagandaminister die Kapitulation der 6. Armee der Wehrmacht in Stalingrad der deutschen Öffentlichkeit bekannt geben. Die Antwort auf diese Niederlage sollte nun aus seiner Sicht die Ausrufung eines totalen Krieges sein. Das Konzept einer auf allen Ebenen auf den Sieg ausgerichteten deutschen Gesellschaft schwebte Goebbels schon länger vor, er hatte Hitler jedoch mit seinen daraus resultierenden Vorschlägen einer Arbeitspflicht für alle deutschen Frauen, einem reichsweiten Betriebsverbot für Bars und Nachtclubs sowie einer Schließung mittelständischer Wirtschaftsunternehmen zugunsten einer Ressourcenkonzentration auf die Rüstungsindustrie nicht überzeugen können.

Am 18. Februar 1943 nun setzte der Propagandaminister auf seine bewährte Mischung aus Antisemitismus, Rassismus und Antibolschewismus zusammen mit Alarmismus („dass Gefahr unmittelbar im Verzuge ist“) und einer kruden Kriegslogik („totaler Krieg = kürzester Krieg“), um die deutsche Öffentlichkeit zur Zustimmung zu bewegen. Die Veranstaltung war auch vor den Augen der

Weltöffentlichkeit als öffentliches Plebiszit des deutschen Volkes zugunsten seiner Führung gedacht, stieß aber ausweislich der von Longerich zitierten zeitgenössischen Stimmungs- und Zeitungsberichte sowohl im In- wie im Ausland auf Skepsis. Denn die 15.000 Zuhörer im Sportpalast stellten keinesfalls einen repräsentativen Querschnitt der deutschen Bevölkerung dar. Goebbels saß seiner eigenen Inszenierung auf, als er drei Tage später in seinem Tagebuch selbstzufrieden feststellte: Die Rede „beherrscht immer noch die Schlagzeilen der großen Blätter in allen Ländern der Erde. [...] Die Wirkung im Inland ist enorm.“

Longerich ist ein produktiver und anerkannter Sachbuchautor, der seine Gegenstände mit Sinn für Sprache und Stil zu präsentieren weiß. 2010 legte er eine viel beachtete Goebbels-Biographie vor, die den Aufstieg des arbeitslosen promovierten Germanisten aus dem niederrheinischen Rheydt zum Chefpropagandisten des „Dritten Reiches“ nachzeichnet. Erst im November letzten Jahres erschien „Außer Kontrolle“, sein Buch zu 1923, das unter der Vielzahl der Jahrestagsbücher zum deutschen Krisenjahr mit der These von der „Stabilitätsillusion“ herausragt (F.A.Z. vom 29. November 2022).

Das neue Buch scheint aber etwas mit der heißen Nadel gestrickt. Aus verlagspolitisch nachvollziehbaren Gründen sollte es wohl unbedingt zum Jahrestag der Sportpalastrede vorliegen, was knapp gelang. Allerdings um den Preis mancher Oberflächlichkeit. So hätte man sich die Kommentierung der Rede, deren wortgetreue und vollständige Wiedergabe auf gut achtzig Seiten den Hauptteil des Buches darstellt, an manchen Stellen ausführlicher und tiefergründiger gewünscht.

Warum etwa erwähnt Goebbels noch sehr am Anfang seiner zweistündigen Ausführungen, in der er sonst wenige konkrete Personen nennt, ausgerechnet den „englischen Lord Beaverbrook“ und den „amerikanisch-jüdischen Journalisten Brown“? Es fehlen weiter gehende biographische Angaben zu beiden. Beaverbrook etwa, bürgerlich Max Aitken (1879–1964), war im Ersten Weltkrieg britischer Minister für Information und damit zuständig für die Propaganda gegen das Deutsche Reich, was im Zusammenhang mit der Goebbels-Rede nicht ganz unwichtig erscheint. Ebenso interessant wäre gewesen, mehr über die Umstände und das Ergebnis der Unterhaus-Nachwahl in einem englischen Wahlkreis zu erfahren, die Goebbels als

Beleg dafür nimmt, dass es den Kommunisten (dem „Ansturm der Steppe gegen unseren ehrwürdigen Kontinent“) gelungen sei, nun selbst im konservativen Großbritannien Fuß zu fassen. Beim recht unübersichtlichen, von zahlreichen Umbrüchen gestörten Nebeneinander von Goebbels’ Redetext und Longerichs Kommentierung wäre verlagsseitig auch etwas mehr typographische Finesse und Kreativität im Layout zugunsten der Lesefreundlichkeit gefragt gewesen.

Aber das sind Beckmessereien angesichts einer gut geschriebenen Darstellung, welche die Rede in Geschichte und Verlauf des Zweiten Weltkrieges einbettet und sie auf plausible Weise als Vehikel zur politischen und persönlichen Profilierung von Goebbels im immerwährenden Ringen um die Gunst des Diktators im polykratischen NS-Machtapparat deutet. RENÉ SCHLÖTT



Peter Longerich: „Die Sportpalast-Rede 1943“. Goebbels und der totale Krieg.“
Siedler Verlag,
München 2023. 208 S., geb., 24,- €.